

Annette Schavan

ALS VOLK GOTTES UNTERWEGS

Moritz-Festjahr in Augsburg am 2. Juli 2013

„Sobald ihr im Westen Wolken aufsteigen seht, sagt ihr: Es gibt Regen. Und es kommt so. Und wenn der Südwind weht, dann sagt ihr: Es wird heiß. Und es trifft ein. Ihr Heuchler! Das Aussehen der Erde und des Himmels könnt ihr deuten. Warum könnt ihr dann die Zeichen der Zeit nicht deuten? Warum findet ihr nicht schon von selbst das rechte Urteil? (LK 12,54-57).“

I.

Worum es heute abend geht, das ist nicht neu. Es beschäftigt uns seit über 50 Jahren. Das Konzil hat den Grund gelegt für ein neues Selbstverständnis der Kirche. Durch Taufe und Firmung haben alle Gläubigen die gleiche Würde und Anteil an der gemeinsamen prophetischen und priesterlichen Sendung.

Wolfgang Frühwald (der hier in Augsburg lebt) hat es so formuliert: „Eine Kirche ohne Angst! Das war für uns als junge Menschen, bewusst oder unbewusst, der Kern des Aufrufs zum ‚aggiornamento‘“ (1989, S.193). Die Kirche sollte sich nicht an den Unglückspropheten orientieren, von denen Papst Johannes XXIII zur Eröffnung des Konzils sprach, und die ihm ein Ärgernis waren, weil sie den Eindruck erwecken, als sei alles gesagt. Diese Unglückspropheten gibt es bis heute. Sie sagen uns, Kirche in ihrer bisherigen Form brauche nicht Veränderung, sondern den Gehorsam aller Gläubigen. Das Konzil hat weniger vom Gehorsam und mehr vom Verstehen gesprochen. Christen und Christinnen sollten die Welt und Kultur, in der sie leben, besser verstehen.

„Zeichen der Zeit“, die für unumkehrbare kulturelle Veränderungen stehen, nannte Papst Johannes XXIII als Grund für das neue Selbstverständnis der Kirche und ihren Auftrag der Modernisierung. Der Papst war davon überzeugt, dass solche Veränderungen die Entschiedenheit der Kirche zu kritischer Zeitgenossenschaft braucht.

Kritische Zeitgenossenschaft verlangt die Bereitschaft und Fähigkeit zum Dialog. Die Forderung nach dialogischen Strukturen hat ihren tiefsten Grund in der Mitte unseres Glaubens. Es ist der Glaube an die dialogische Gestalt göttlicher Offenbarung. So ist es in der Enzyklika *ecclesiam suam* von Papst Paul VI nachzulesen: „Die Kirche macht sich selbst zum Wort, zur Botschaft, zum Dialog. ... Der transzendente Ursprung des Dialogs ... liegt im Plane Gottes selbst. ... Die Offenbarung ..., die Gott selbst durch freien Entschluss mit der Menschheit herstellen wollte, wird zu einem Dialog verwirklicht, wobei das Wort Gottes sich in der Menschwerdung und dann im Evangelium zum Ausdruck bringt. Die Heilsgeschichte erzählt diesen langen und vielgestaltigen Dialog, der von Gott ausgeht und zu einer wunderbar vielgestaltigen Zwiesprache mit dem Menschen wird. ... Der Dialog wird eng und vertraulich. ... Wir müssen uns diese unaussprechliche und durchaus wirkliche Beziehung des Dialogs vor Augen halten, der uns angeboten und mit uns aufgenommen wurde. ... Niemand wird gezwungen, diesen Dialog des Heiles aufzunehmen. Es war eine unerhörte Einladung der Liebe.“ (*ecclesiam suam*, zitiert nach Herder-Korrespondenz 18 (1963/64), 577 f.). Mit Dialog ist eine Grundhaltung gemeint; eine Grundhaltung der Neugierde und des Verstehenwollens. Anstelle des Lamentos über unzureichende Zustände in Kirche und Gesellschaft tritt die Selbstverpflichtung, zu einem immer tieferen Verständnis dessen zu kommen, was sich in der jeweiligen Zeit

verändert hat und die visionäre Kraft der christlichen Botschaft in dieser Welt wirken zu lassen. „Das dialogische Prinzip ist das Ferment einer sich wandelnden Kirche ... Die Kirche hat sich selbst und der ganzen Welt eine neue Idee, ein neues Verfahren und eine neue Hoffnung gegeben“ (so Bernhard Hanssler, der erste Direktor des ZdK, zur Eröffnung des Katholikentages in Bamberg 1966).

Der Dialog ist eine Erwartung an alle Gläubigen. Da gibt es keine Unterscheidung zwischen Amt und Laien. Laien sind keine Dilettanten. Sie warten nicht auf Anweisungen. Sie wirken nicht im Auftrag von Amtsträgern. Ihre Kompetenzen, ihr Wissen und ihre Erfahrungen stehen für sich und können der Kirche etwas sagen. Sie provozieren Veränderung. Laien sind Kirche und gestalten Kirche – wenn man sie denn gestalten lässt.

„Die Berufung der Laien durch den Herrn selbst in Taufe und Firmung und ihre Teilhabe an seinem priesterlichen, prophetischen und königlichen Amt sind die Grundlagen einer eigenständigen und eigenverantwortlichen Laienarbeit in Kirche und Welt“ (Dialogpapier 44).

Das Bild des Konzils von der Kirche als Volk Gottes unterwegs ist ein schönes Bild. Wer unterwegs ist, macht neue Erfahrungen, sieht manches neu und nimmt neue Eindrücke auf. Keine Frage: Zur Zeit des Konzils war die Welt mit ihrem Fortschrittsoptimismus schon in starken Veränderungsprozessen. Nicht alle Hoffnungen haben sich bestätigt. Aber die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts war ungleich besser als die erste Hälfte. In Europa ist eine Friedensordnung entstanden, die erstmals mehreren Generationen friedliche Zeiten brachte. Der Respekt vor dem Menschen ist gewachsen. Sein Selbstbewusstsein ist es auch.

Die Konsequenz war absehbar: Hierarchien müssen begründet werden. Das hat eher zum Abbau denn zur Stärkung von Hierarchien geführt.

II.

Katholische Christen in Deutschland, die im ZdK organisiert sind, fanden zu Beginn der 90er Jahre, dass die Erwartung des Konzils zum Dialog nicht überzeugend beantwortet werde. So entstand das sogenannte Dialogpapier. Es trägt den Titel: „Dialog statt Dialogverweigerung – Impulse für eine zukunftsfähige Kirche“ (1994). Darin werden drei beispielhafte Beziehungen beschrieben, in denen Wege hin zu dialogischen Strukturen und Erfahrungen von Dialogverweigerung beschrieben werden. Der erste Abschnitt widmet sich dem Verhältnis von Priestern und Laien und der immer wieder gemachten Erfahrung, dass guter Rat nicht angenommen wird, dass die Sach- und Lebenskompetenz von Laien wenig gilt und dadurch Spannungen entstehen, die die Laienarbeit in der Kirche ineffizient werden lassen. Im zweiten Abschnitt geht es um das neue Miteinander, das Frauen und Männer in den europäisch orientierten Gesellschaften gefunden haben. Die katholische Kirche hat daraus keine einschneidenden Konsequenzen für ihr Verhältnis zu den Frauen gezogen. Im dritten Abschnitt wird das Verhältnis zwischen Gemeinde und Bistum behandelt. Es wird daran erinnert, dass Gemeinde und Bistum von je „hervorragend theologischem Rang“ sind und dem Rechnung getragen werden muss in einem Mehr an Subsidiarität, jenem Strukturprinzip, das wir für die Politik immer wieder zu recht einfordern. Alle Ausführungen in diesen drei Kapiteln des Dialogpapiers kreisen letztlich um die Frage, wie die vielen Begabungen von Frauen und Männern, die in dieser Kirche aufgewachsen sind und zu ihr stehen, auch tatsächlich auch

eingebraucht, ernstgenommen und damit verbundene Impulse realisiert werden.

Seither sind zwanzig Jahre vergangen. In dieser Zeit wurden vor allem Gründe dafür gesucht, warum angemahnte Veränderungen und der eingeforderte Dialog schwerlich möglich sind. Immer wieder ist zu hören, die Zeit sei noch nicht reif, zum Beispiel für das Diakonat der Frauen. Es wird aber nicht gesagt, wann denn die Zeit reif sei.

Jetzt ist ein neuer Dialogprozess in der katholischen Kirche in Deutschland in Gang gekommen. Neue Papiere braucht es eigentlich nicht. Das Dialogpapier ist heute so gültig und aktuell wie vor zwanzig Jahren. Der Unterschied zu damals besteht vor allem darin, dass viele engagierte Gläubige sich von der Kirche beziehungsweise von kirchlichem Engagement abgewandt haben. Die Kirchenaustrittszahlen sind augenscheinlich. Ein Drittel der Bevölkerung in Deutschland gehört keiner christlichen Kirche mehr an.

Der Fortschrittsoptimismus in Kirche und Welt ist eher einer skeptischen Grundhaltung gewichen. Skepsis gegenüber der Veränderungsbereitschaft der Kirche und Skepsis gegenüber der Welt, in der die Zahl der Unruhen in verschiedenen Regionen der Welt wächst, der Umgang mit natürlichen Ressourcen als fahrlässig und kurzsichtig empfunden wird sowie Armut und Hunger weltweit Realität geblieben sind.

III.

Heute findet der Dialog also in einem skeptischen Umfeld statt. Es sind in den vergangenen Jahren vor allem Stimmen zu hören gewesen, die

ängstlich in die Zukunft schauen und den Blick zurück bevorzugen. Papst Franziskus hat dazu in einer Predigt gesagt: „Wir feiern das Konzilsjubiläum, und es scheint, dass wir dem Konzil ein Denkmal bauen, aber eines, das nicht unbequem ist, das uns nicht stört. Wir wollen uns nicht verändern, und es gibt sogar Stimmen, die gar nicht vorwärts wollen, sondern zurück: Das ist dickköpfig, das ist der Versuch, den Heiligen Geist zu zähmen. So bekommt man ein törichtes und lahmes Herz“ (16. April 2013, Predigt im Vatikanischen Gästehaus St. Martha). Dieses Wort, seine Gesten und Reden in den ersten hundert Tagen seines Pontifikates deuten darauf hin, dass Papst Franziskus eine neue Sensibilität dafür einfordert, den Status quo nicht festzuhalten, sondern uns auf dem Weg unterwegs verändern zu lassen und auf die Kraft der christlichen Botschaft zu vertrauen. Er sieht die Kirche an der Seite der Armen und spricht von der Barmherzigkeit als einem Schlüssel christlicher Existenz. **„Für mich ist die stärkste Botschaft des Herrn: die Barmherzigkeit“** (17. März 2013, Predigt in St. Anna im Vatikan).

Welche Perspektiven ergeben sich daraus für ein verantwortetes, mündiges Christsein von Frauen und Männern heute?

1. **Die Perspektive einer neuen Achtsamkeit** (vgl. dazu: Leonardo Boff: Achtsamkeit. Von der Notwendigkeit, unsere Haltung zu ändern, München 2013). Achtsamkeit und Sorge sind Geschwister. Sie wenden sich gegen jene Aggression, die im Umgang mit der Schöpfung, mit Menschen und mit Ideen zerstörerisch und dogmatisch ist. Achtsamkeit meint, „die empfindsame Vernunft und die Vernunft des Herzens wieder ins Recht zu setzen“ (Boff, 37). In der Pädagogik ist damit das Ziel der Herzensbildung verbunden. Das ist keine Alternative zu Rationalität und wissenschaftlichem

Denken, gleichwohl ihre notwendige Ergänzung. Achtsamkeit beschreibt den Weg, wie wir mit den Erkenntnissen der instrumentellen Vernunft und des wissenschaftlichen Denkens umgehen. Sie ist eine ethische Grundhaltung.

2. **Die Perspektive einer neuen Kultur im Umgang mit dem Scheitern.** Die Tatsache des Scheiterns darf nicht verschwiegen, verdrängt oder zum Ausschluss aus der Gemeinschaft führen. Das ist im kirchlichen Kontext immer wieder diskutiert worden im Zusammenhang mit dem Scheitern ehelicher Beziehungen. Dazu haben Bischöfe aus Deutschland (Kasper, Lehmann und Saier) bereits vor Jahren Eingaben in Rom gemacht. Eine Option für die Armen schließt den barmherzigen Umgang mit dem Scheitern ein. Das ist das Gegenteil von Rigorismus.
3. **Die Perspektive der Wiederentdeckung des Dialogs als einer Grundhaltung der Kirche und aller Gläubigen.** Der Dialog ist keine Aufforderung zum Liberalismus. Er bedeutet weder Anpassung noch Hörigkeit gegenüber allen Trends. Die kommen und gehen. Jenseits aller Trends aber sind kulturelle Entwicklungen, die unumkehrbare Veränderungen bedeuten, unübersehbar. Dazu gehören Selbstverständnis und Stellung der Frauen heute. Die Gemeinde vor Ort lebt wesentlich von den Diensten der Frauen. Ihre Erfahrungen und Kompetenzen haben bis heute kaum Eingang gefunden in kirchliches Handeln. Wenn gesagt wird, dass die Zeit noch nicht reif sei für das Diakonat (so kürzlich Bischof Fürst), dann wirkt diese Aussage nicht überzeugend, solange nicht gesagt wird, welche Voraussetzungen denn erfüllt werden müssen, damit die Zeit reif sei. Frauen sind bis heute wesentliche Trägerinnen religiöser Erziehung. Da

entscheiden sich die Wege, wie eine jeweils junge Generation Zugang zum Leben der kirchlichen Gemeinschaft findet.

4. **Die Perspektive der Kirche, das Subsidiaritätsprinzip für sich zu entdecken.** In der katholischen Soziallehre ist dieses Grundprinzip stets Empfehlung der Kirche an die Politik. Es besagt den Vorrang der freien Träger vor dem Staat und der kleinen Einheit vor der großen Einheit. Die Empfehlung der Politik hat in Deutschland zu positiven Entwicklungen für eine freiheitliche Ordnung geführt. Die starke Stellung von Caritas und Diakonie ist dafür beispielhaft; ebenso das kirchliche Schulwesen. Die Frage muss aber erlaubt sein, wie das Verhältnis von Gemeinde zum Bistum und dem Bistum zu Rom sich gestaltet, wenn das Subsidiaritätsprinzip auch in der Kirche Platz greift. Subsidiarität in der Kirche ist ein Schlüssel für Veränderung.
5. **Die Perspektive, kulturprägende Kraft sein zu wollen.** Das setzt eine überzeugende kritische Zeitgenossenschaft voraus. Wir müssen uns verabschieden von der Versuchung, neuere Entwicklungen in Welt und Kultur vorrangig als Veränderungen zum Schlechteren zu werten. Untergangsszenarien sind beliebt, aber untauglich. Der Geist kann auch im Neuen wirken. Christliche Tradition in ihrer bisherigen Auslegung ist nicht schon das letzte Wort. Kirche in ihrer bisherigen Geschichte ist nicht schon alles. Legitim ist nicht nur das, was bereits existiert. Wer von Zukunftsprojekten erwartet, dass sie so einsichtig sind wie bisherige Geschichte und wirkliche Gegenwart, „wer grundsätzlich verbieten will, dass der Wille für eine Zukunft auch ein Wagnis in das Unbekannte ist, der will im Grunde Freiheit und Geschichte abschaffen“ (Karl Rahner: Die Frage nach der Zukunft, in: ders. „Schriften zur Theologie, Bd, IX Einsiedeln? 1970, 519-540, hier

538. So müssen sich Christen weder auf alles Neue in der Welt stürzen, nur weil es anders ist, noch dürfen sie den Eindruck erwecken, die jeweilige Gegenwart mehr zu lieben als die Zukunft. Es ist ihnen vielmehr eine schöpferische Freiheit zugesprochen, das Bekannte, Erprobte und Althergebrachte nicht im Sinne eines bequemen Konservativismus zur obersten Norm des Handelns zu machen, sondern offen zu bleiben für das Wagnis, mutig Neues zu erwarten und der „unverbrauchbaren Transzendenz Gottes“ (Karl Rahner) trauen zu dürfen.

Wenn ich mir also für den derzeitigen Dialog in der katholischen Kirche in Deutschland etwas wünsche, dann ist es christliche Hoffnung im Blick auf die Zukunft. Ich meine damit eine Zuversicht, die mit der Kraft verbunden ist, dem Neuen Wege zu ebnen. Neue Wege der Subsidiarität in der Kirche, neue Wege einer auch politischen Achtsamkeit, neue Wege für das Priestertum aller Gläubigen und neue Wege für die kulturprägende Kraft der christlichen Botschaft in der Welt des 21. Jahrhunderts. Dazu gehören für mich auch eine überzeugende Gebets- und Gottesdienstkultur.

Das alles sind schließlich auch Voraussetzungen dafür, dass das Volk Gottes nicht unter sich bleibt, sondern dann auch den Dialog mit anderen Religionen führt. Das wäre jetzt ein neues Thema. Ich sage dazu nur so viel: Wir können täglich erfahren, wie Religion auch in unserem Land eine öffentliche Präsenz für sich reklamiert und auch, wie sie zum Gegenstand und Auslöser von Konflikten weltweit geworden ist.

Ermutigten kann uns vielleicht wiederum ein Wort von Papst Franziskus: „Das Leben der schlafenden Christen ist ein trauriges Leben; es ist kein

glückliches Leben. Der Christ sollte glücklich sein, die Freude Jesu haben. Schlafen wir nicht ein! (24. April 2013, Ansprache bei der Generalaudienz)“.

Es gilt das gesprochene Wort.